

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 53.

Donnerstag, 4. März

1926.

Flammen.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

(25. Fortsetzung.)

Vor ihren Augen flimmerte es plötzlich, wie von ungeweinten Tränen.

„Ich fahre mit Trude“, sagte sie, sich einen Kuck gebend. „Komm, wir wollen das Boot losmachen.“

Dann trieben sie aus der Bucht des Badestrandes gemächlich auf die Höhe des Sees.

Das Wasser sang und rauschte um den Kiel, und die Bilder der waldigen Ufer standen dunkel in der klaren Flut.

Herta hatte ihren Strohhut neben sich auf die Steuerbank gelegt und schaute verträumt zu der durchsichtigen Kuppel des Himmels empor, in der sich ein Fischreier allmählich immer höher und höher schraubte.

Es war eine Stunde so voll stillen Sommerzaubers, so friedvoll-ruhig, daß auch in ihrem Herzen wieder eine ernste leise Hoffnungstimmung emporzuleitern begann.

„Weißt du übrigens, daß die Hansen Anfang nächster Woche Pahlowitz verläßt?“ fragte sie auf einmal ganz unvermittelt.

Trude ließ überrascht die Ruder sinken.

„Da hat es doch sicher einen Krach gegeben!“

Herta nickte.

„Wahrscheinlich ist meine Schwester irgendwie auch hinter die Sache mit Altleben gekommen. Und macht nun kurzen Prozeß und schickt die Dame nach Berlin auf ein Konservatorium.“

„Und Altleben?“

Herta zuckte die Achseln.

„Da weiß ich noch gar nichts! Meiner Ansicht nach ist aber seine Stellung ebenfalls unhaltbar geworden, wenn Hella wirklich seinetwegen gehen sollte!“

Eine Zeit lang schwiegen Herta und Trude, eine jede mit ihren Gedanken beschäftigt.

Eine Familie von Haubentauchern trieb in der Ferne vorbei wie eine Flottille von kleinen Schiffchen und verschwand dann plötzlich, nur einen Kreis langsam verschwimmender Ringe zurücklassend.

Das Boot lag jetzt ganz still auf der spiegelglatten Flut. Kein Lusthauch regte sich.

Nur Wasser ringsum und Blau und Sonne.

„Da siehst du nun, Herta, wie unnütz deine ganze Sorge um Heinz Jochen gewesen ist!“ nahm Trude endlich wieder das Wort und schlug die schlanken, sanft gewellten Beine bedächtig übereinander. „Wer denkt in acht Tagen noch an die Hansen! Sie liebt halt alle der Reihe nach durch und nun ist Herr von Altleben anscheinend Favorit!“

„Glaubst du das wirklich, Trude? Ganz wirklich und aufrichtig? Oder redest du nur so, um mich zu beruhigen.“

„Über Herta!“

„Sei mir nicht böse, doch ich bin in letzter Zeit so unsicher und mißtrauisch geworden! Es ist zwar nicht sehr christlich gedacht, aber ich habe heute nur den einen Wunsch, daß Fräulein Hansens Herzschmerzen sich bis morgen noch nicht gebessert haben möchten!“

„Damit wirst du ja nun wohl kaum Glück haben, denn wie ich die schöne Hella kenne, steht sie wieder aus dem Grabe auf, wenn sie sich einem hohen Adel noch einmal in ihrer ganzen Glorie präsentieren kann!“

„Ach, Trude, mir liegt ja doch nur an Heinz Jochen, daß sie nie, nie wieder mit ihm zusammenkommt!“

Mit einer ärgerlichen Bewegung warf Trude den Kopf zurück.

„Nun sind wir glücklich wieder auf dem alten Standpunkt. Wie oft hab' ich dir eigentlich schon auseinandergelegt, daß sich Graf Gidstedt seit seinem Besuch in Pahlowitz um die Hansen überhaupt nicht mehr gekümmert hat. Er hat ihr einmal Blumen geschickt — das gebe ich dir zu — aber seitdem nie wieder auch nur den entferntesten Versuch einer neueren Annäherung gemacht. Hella wird von uns doch ständig ganz scharf beobachtet. Kein Brief von ihr geht ein oder aus, den mir ihre kleine Frieda nicht vorlegt. Und nie ist auch nur das geringste Verdächtige, zumal aus Greifenhagen, unter ihrer Post gewesen!“

Ein fernes, tiefes Grollen klang in diesem Augenblick wie eine mahnende Stimme durch die brütende Stille.

Unwillkürlich griff Trude wieder zu den Rudern.

„Das Wetter kommt auf!“

Ein seltsam bleifarbenes Licht breitete sich langsam über den See, indes die Ufer noch in sonnigem Grün erglänzten.

Aber dem Pahlowitzer Wald stand eine Wolkenwand, schwarz, unbeweglich und doch unmerklich wachsend.

Eine gewaltige Bö sprang aus ihr auf und jagte eine grauweiße Wassersäule vor sich her, bis die Wellen wie geängstigte Schwäne auf einmal weithin auseinander liefen.

Dann wieder Stille, ein atembeklemmendes Schweigen, indes sich der Himmel in rasender Schnelligkeit mit einer fahlen Dunstschicht überschleierte.

Trude hatte die rechte Hand über die Augen gebreitet und spähte scharf nach dem Schloß hinüber, über dem der Regen schon wie ein schräges Gitterwerk in einem sahlgelben Lichte stand.

„Wir können nicht mehr nach Pahlowitz zurück“, sagte sie kurz entschlossen, „und müssen hier irgendwo zu landen versuchen. Mit dem See ist bei Gewitter nicht zu spaßen.“

Ein blendender Blitz zerriß in diesem Augenblick den dunkelblauen Kern der Wolkenwand, und ein gewaltiger Donner rollte langnachhallend hinterdrein.

„Halt, auf die Robinsoninsel zu!“ schrie Trude durch das hohle Pfeifen des Windes zu Herta hinüber, die leichenblau mit beiden Händen das Steuer umkrampft hielt. „Da bring ich das Boot schon noch hin!“

Mit Jugendkraft legte sie sich in die Riemen, daß sich gurgelnde Strudel hinter ihr in die schäumende Tiefe bohrten.

Eine Welle schlug schwer über die Bordwand, eine zweite und dritte folgte.

Schon saßen sie bis über die Knöchel in dem schwarzen Ledwasser.

Da rauschte das Boot auf einmal in die Rohrbreiten der Insel hinein, wie ein Tier durch ein Sumpfbüschel brechend, und fuhr im nächsten Augenblick mit scharfem Schrammen auf dem verfilzten Wurzelwerk einer alten Weide auf.

Rings um sie her wogten wassergetränkte Dünste.

Als Trude jetzt aus dem Boot sprang, versank sie tief in gurgelndem Schlamm.

Der Donner wurde immer lauter und stürmischer.
Und dann setzte endlich auch der Regen ein und prasselte wie Kleingewehrfeuer auf Blätter und Gesträuch.

Trude hatte Herta an der Hand gefaßt und zog sie halb mit Gewalt durch ein Labyrinth von Schilf und Schlinggewächsen.

Scharfkantige Halme schnitten ihr in die nackten Beine, der Wind pfliff wild in ihr aufgewühltes Haar, sie achtete all dessen nicht; mit der Kraft der Verzweiflung kämpfte sie sich weiter.

Erst als sie wieder festeren Boden unter sich fühlte, hielt sie schwer atmend inne und wies auf einen Dachgiebel, der in diesem Augenblick in dem wüsten Hexensabbath der zügellosen Wettergeister gespenstisch vor ihnen in die Höhe wuchs.

„Gottseidant, Herta, die Heuhütte!“

In der nächsten Sekunde standen sie vor dem verfallenen Bau. Der Wind riß ihnen fast die Lüre aus der Hand.

Hertas Fuß strauchelte auf den brüchigen, vermorschten Bohlen der Schwelle, daß sie unversehens fast hingefallen wäre.

Dann aber waren sie endlich geborgen unter Dach und Fach und saßen eine Zeit lang eng aneinandergeschmiegt auf der wackligen Bank des kleinen Herdes.

Der Sturm heulte wie ein entfesseltes Raubtier um das ächzende Giebelgebälk und warf ganze Wollen von Sprühregen durch die scheibenlosen Fensteröffnungen in den dumpfen Raum.

Fast unmittelbar folgten die Blitze aufeinander, zuweilen schien der Horizont nur ein einziger, riesiger Schwefelring. In immer kürzeren Zwischenräumen bröhlte der Donner über den nachtschwarzen Himmel, auf dem die Gewitterwolken allmählich bis zur Zenithöhe emporgewachsen waren.

Trude gewann in ihrer energischen Art zuerst ihre Fassung wieder; obwohl sie in dem nassen Badeanzug vor Kälte zitterte.

Als wetterkundiges Landkind rechnete sie, daß das rasende Toben der Elemente ebenso schnell wieder verebben würde, wie es mit Urgewalt ausgebrochen war.

Sie rückte die noch ganz betäubte Herta an das geschütteste Bankplätzchen des Herdes und begab sich dann in dem Dunkel der Hütte auf Entdeckungsfahrten nach einer wärmenden Hülle für die gleichfalls ganz durchnässte Freundin.

Das Heulager, das sie bei ihrem ersten Besuche getroffen hatten, war noch vorhanden, auch der steinerne Wassertrug stand noch auf der umgestürzten Riste, dagegen war eine Decke nicht zu finden.

Nur ein stabförmiger, länglicher Gegenstand fiel am Kopfende der Lagerstatt in Trudes vorsichtige Hände.

Ein leiser Druck auf einen vorspringenden Knopf und ein feiner Lichtstrahl zuckte nach der Herbede hinüber, daß Herta unwillkürlich zusammenfuhr.

„Was hast du denn da, Trude?“

„Eine elektrische Taschenlampe. Unser Robinson gastiert also noch immer in seiner Sommervilla und gehört nach dieser Laterne wohl auch zur Kulturmenschheit.“

Trude war an eins der Fenster getreten und horchte auf das wilde Lied des Sturmes, der jetzt in einem letzten tobenden Jauchzen ganze Schauer von Hagelschloßen in prasselnden Perlenreihen über den Boden streute.

Vor ihr der See, eine einzige brodelnde, sich endlos verlierende Wogenfläche, auf der die weißen Wellenkämme in dem Fladerlichte der Blitze wie zerzauste Schleierfäden auf und niedertanzten.

Die Fernsicht der Ufer verschwamm in dichtem Regendunst; nur die Riesertröten zur Rechten traten zuweilen wie eine lange, schwarze Mauer aus dem Rebelmeer heraus.

Darüber lag ein schwacher, rötlicher Schein, der sich langsam in den eisengrauen Grund des Himmels hineinfraß.

„Es brennt irgendwo!“ sagte Trude.

„In Pahlowij?“ Trude schüttelte den Kopf.

„Nein, ich glaube, es ist wohl weiter hinten im Lande!“

Die Wut des Unwetters hatte sich in der Zwischenzeit allmählich erschöpft.

Die Blitze folgten sich seltener und der trachende Kanonensalut des Donners ging langsam in ein dumpfes Wollen und Murmeln über.

Nur der Regen rauschte noch immer wie ein Gießbach aus den niedrig ziehenden Wollen. —

„Wo kann nur das Feuer sein?“ fragte Herta jetzt von neuem. „Ich ängstige mich doch um zu Hause!“

Trude ließ den Blitz der Taschenlampe in alle Winkel huschen.

„Man müßte auf den Heuboden klettern!“ sagte sie. „Die Weiden am Ufer verdecken die ganze Aussicht. Da steht ja übrigens auch noch die Leiter!“

„Trude, ich bitte dich, laß mich hier nicht allein!“

„Na, dann komm doch mit!“ war die kaltsblütige Antwort. „Ich bin schon oben!“

Damit hatte sie die Leiter an die Bodenöffnung gestellt und war wie eine Kage hinaufgeklettert.

„Du Herta,“ rief sie dann durch die Luke herab. „Hier liegt noch wunderschönes Heu vom letzten Schnitt. Da sitzen wir ja zehnmal besser, bequemer und wärmer, als auf der harten Bank!“

Herta stand noch immer unchlüssig.

Ihre erregte Phantasie spiegelte ihr allerlei Geräusche vor, bald brauste es ihr wie Glodenklang in die Ohren, dann wieder glaubte sie ein leises Knaden und Knistern hinter sich zu vernehmen, als ob sich in der Lagerecke jemand bewegte.

Ein kaltes Grauen rann ihr auf einmal über den Rücken hinab und zugleich damit erhob sich in ihr eine unheimliche Empfindung von der Nähe einer unbekannten Gefahr.

„Ich komme zu dir hinauf, Trude!“ stieß sie in jäh ausbrechender Angst hervor. „Bitte, leuchte mir entgegen!“

Dann standen sie an der großen Giebelluke und schauten nach dem Feuerschein hinüber, der allmählich immer undeutlicher in die rötliche Blässe des sich langsam wieder erhellenden Himmels hineinschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wahrheitsbeweis.

Von Wilhelmine Baltinester.

Das Boot glitt, von leichten Ruderschlägen getrieben, über den abendlichen See. Oben am Ende einer Eisenstange, die aus der Bootsmitte aufragte, schaukelte ein roter Lampion. Sein dünnes blutiges Licht fiel auf die Gesichter der beiden, die im Boote saßen. Die Frau war ernst. Ihre Finger liefen rastlos über die schwere lange Perlenkette, die von ihrem Halse tief in den Schoß hinabhängte. Der Mann sprach von Liebe. Er sprach sehr klug, und die Frau fühlte, daß die Worte nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Hirn kamen. Im Gespräche streifte er flüchtig den ungeheuren Wert der Kette, die die Frau am Halse trug. Es war ein Erbstück, längst erst in ihren Besitz gekommen, eine der berühmtesten Perlenketten der Welt. Der Mann stammte aus bürgerlichen Verhältnissen, er war nie arm gewesen, aber Luxus hatte ihm fremd bleiben müssen. Er leate den Kopf zurück, starrte mit seinen großen Augen, von denen er wußte, daß sie schön waren, in das Licht des schaukelnden Lampions und erzählte der Frau, welche unermesslich große, herrliche Pläne aus dem Werte dieser Perlenkette verwirklicht werden könnten. Sein Ingenieurhirn träumte Maschinen von unerhörter Stärke, Feinheit und Geschwindigkeit, schwelgte in kühnen Erfindungen und nie dagewesenen Erfolgen. Der Mann sagte das alles mit verschleielter Stimme, deren Wirkung er auf Frauen erprobt hatte; und er wußte, daß diese ernste Frau, die ihm jetzt gegenüber saß, genügend Geist, Seele und Großmütigkeit hatte, um seine Ideen zu bewundern. Als er endlich schwieg, fragte die Frau: „Würdest du mich auch lieben, wenn ich diese Perlen nicht geerbt hätte?“

Der Mann markierte ein verlegtes Zusammensucken. „Ihr Frauen seid in Eurer Ausdrucksweise zuweilen viel rüber als Männer!“

„Du hast meine Frage unbeantwortet gelassen!“ mahnte sie.

Er legte wieder den Kopf zurück und träumte ins Licht hinauf. Er sprach flammend und ließ seine Stimme vibrieren, als wäre sie von Leidenschaft getrieben.

„Wir wollen also nie mehr über die Kette sprechen,“ sagte die Frau. „Ich habe sie eben ins Wasser geworfen.“

Der Mann fuhr so heftig auf, daß das Boot schwankte. Sein Blick, der eben noch träumerisch auf dem Lampion geruht hatte, wandte sich scharf und böse der Frau zu. „Du hast eine seltsame Art zu scherzen!“

Langsam zog die Frau ihre leere Hand aus dem Wasser zurück und hielt sie ihm hin.

„Das ist ja Tollheit!“ schrie der Mann. „Man muß

„Was denn?“ lächelte die Frau. „Untertauchen? Die Perlen suchen lassen? Fahren wir doch weiter! Lasse die Perlen dort unten schlafen. Ich wollte einen Wahrheitsbeweis für deine Liebe, und keiner erschien mir stark und überzeugend genug. Was hast du? Du siehst so verändert aus? Ich glaube, du hast doch nur meine Perlenkette geliebt!“ Mit verzerrtem Gesicht starrte der Mann auf den Hals der Frau. Der war jetzt nackt. Er hätte ihn gern gewürgt. — Schweigend nahm er wieder die Ruder auf. Sie kamen ans Ufer zurück. Die Landungsbrücke lag am Ende einer steil ansteigenden Allee, die zu einer Anhöhe führte, auf der das Haus der Frau stand. Dort oben sah man Licht. Sie stiegen aus.

„Das hättest du nicht tun dürfen!“ murmelte der Mann. „Ich wollte den Wahrheitsbeweis für deine Liebe!“ beharrte die Frau.

Sie standen dicht nebeneinander auf dem schmalen Steg. Die Frau bückte sich. Hinter dem Plake auf dem sie gelesen hatte, hing über dem Bootsrand eine Tasche aus grobem Leder. Aus dieser holte die Frau die lange bleiche Perlenkette hervor, schlang sie mit stolzer, ernster Gebärde um ihren Hals, nahm den Lampion und ging schweigend die steile Allee zu ihrem Hause hinauf.

Der Kadi.

Von Hugo von Koller.

In früheren Zeiten, als in der Türkei das Gerichtswesen noch sozusagen im argen lag, spielte der Kadi eine hervorragende Rolle. Erst die modernen richterlichen Einrichtungen haben ihn mehr oder weniger, wenigstens in den größeren Orten, wo wirkliche Gerichte lagen, in den Hintergrund gedrängt. Trotzdem aber besteht das Amt des Kadi auch heute noch und wird weiter im Innern der Türkei ausgeübt. Der Kadi war früher Richter erster und letzter Instanz. Wer konnte auch einen Rechtsstreit schlichten, wenn nicht der Kadi? Bei den in jener Zeit noch herrschendem Mangel an Eisenbahnen und anderen öffentlichen Verkehrsmitteln war es den Streitenden ja auch so gut wie unmöglich, sich nach einem Orte zu begeben, wo ein ordentliches Gericht tagte. — Man ging eben stets zum Kadi. Und wenn dieser ein nur einigermaßen seinem Rufe entsprechender „weiser Richter“ war, so gelang es ihm auch in den meisten Fällen, einen beide Parteien zufriedenstellenden Vergleich herbeizuführen. Ob die Parteien verstanden, was der Kadi an juristischen Weisheiten vortrug, war Nebensache. Je unklarer seine Ausführungen waren, um so mehr erhöhte sich bei den Streitenden der Nimbus der Weisheit, mit dem sein hohes Amt ihn umgab. Seine Autorität als Richter war in erster Linie darauf begründet, daß er kein weltlicher, sondern ein geistlicher Richter war, der seine Rechtswissenschaften aus dem Koran geschöpft hatte. Und was der Koran vorschrieb, war selbstredend immer das Recht. Der Kadi war eingesekert von dem höchsten Würdenträger des Islam, dem Scheich-ul-Islam, und nur dieser galt ihm als Vorgesetzter.

Das Amt des Kadi war deshalb ein schwieriges, weil er in den seltensten Fällen die Macht besaß, ein von ihm gefälltes Urteil vollstrecken zu lassen. Deshalb wartete der Kadi seines Amtes mehr als ein Friedensrichter, der stets auf einen Vergleich der Parteien hinarbeitete und Urteile, die etwaige Weiterungen zur Folge haben konnten, nach Möglichkeit vermied. Es hat wohl manchen Kadi in der Türkei gegeben, der alt und grau in seinem Amte geworden ist, ohne einen einzigen Streitfall durch ein Urteil beendet zu haben.

Bekanntlich existieren über den türkischen Kadi fast ebenso viele Anekdoten, wie z. B. über den deutschen Jäger. Aber vielfach sind die bestpointierten Anekdoten durch tatsächliche komische Vorkommnisse mit türkischen Kadis noch bei weitem überholt worden.

Ein salomonisches Urteil fällte einmal ein Kadi in Anatolien, als ein Türke von einem Eisenbahnzuge zwischen Ismith und Estschöbit überfahren wurde. Der Mann war noch in völliger Unkenntnis über die Schnelligkeit eines fahrenden Eisenbahnzuges gewesen und hatte versucht, die Geleise noch kurz vor dem Zuge zu überschreiten. Er war von der Lokomotive erfasst worden und beide Beine wurden ihm abgefahren. Nach seiner Auffassung war lediglich die Schnelligkeit des Eisenbahnzuges an seinem Unglück schuld gewesen. Vor seinem Tode ließ er den Kadi zu sich kommen, um eine Entschädigungsklage gegen die Eisenbahngesellschaft in die Wege zu leiten. Der Kadi versprach, die Angelegenheit auf das strengste zu untersuchen. Er begab sich mit zwei Zeugen an die Stelle, wo das Unglück sich ereignet hatte und wartete geduldig das Herannahen eines Eisenbahnzuges ab. Dann sagte er zu den Zeugen: „Dort kommt der Eisenbahnzug. Wenn ich jetzt von ihm überfahren werde, so hat der Verunglückte das Recht auf eine Entschädigung. Werde ich

aber nicht überfahren, so hat er keine Ansprüche; denn dann ist jener durch seine eigene Schuld verunglückt.“ — Sprach's und blieb ruhig stehen, bis der Zug vorbeigebraust war. Als dann führte er folgende Begründung zu seinem salomonischen Urteile aus: „Die Entschädigungsklage des Verunglückten ist abzuweisen, denn ich bin von demselben Zuge und an derselben Stelle nicht überfahren worden, weil ich abgewartet habe, bis der Zug vorüber war. Dann bin ich auch über die Geleise gegangen, ohne Schaden genommen zu haben. Wäre der Verunglückte statt vor dem Zuge hinter diesem über die Schienen gegangen, so wäre er unbeschädigt geblieben. Er ist also durch eigene Schuld verunglückt.“ Dies war das Urteil des türkischen Kadi und damit war in der Tat die Angelegenheit erledigt.

Ich habe einmal die Bekanntschaft eines türkischen Kadi gemacht, allerdings nicht in seiner Würde als Richter, sondern vielmehr in einer so komischen Situation, so daß ich den Mann in meiner Erinnerung festhalten habe, um ihn mir in allen Anekdoten, die ich nochmals von einem türkischen Kadi hören oder lesen sollte, als den Held der Anekdote vorzustellen.

Ich fuhr von Haidar-Pascha mit der Bahn nach Ismith. Auf der ersten Haltestelle, einem kleinen Ort am Ufer des Marmara-Meeres, kletterte ein alter, graubärtiger Türke mit mächtigem Turban um das würdige Haupt in mein Abteil 1. Klasse, seine Fahrkarte 3. Klasse vorsorglich in der Hand tragend. Er ließ sich bequämlieh auf den weichgepolsterten Sitz nieder und strich wohlgefällig mit der Hand über den roten Plüsch. Wir tauschten den üblichen türkischen Salam aus, worauf der Alte mich fragte, ob ich Türkisch spreche. Als ich dies bejahte, fragte er weiter, ob ich schon öfter mit der Eisenbahn gefahren sei. Auch dies konnte ich mit gutem Gewissen bejahen. Darauf fragte er: „Ist keine Gefahr dabei?“ — „Nein, Effendim“, versicherte ich. Darauf der Alte: „Ich bin nämlich noch nie mit der Eisenbahn gefahren. Es ist heute das erstemal, daß ich einen Zug besteige.“ In einer, bei einem alten Türken ganz ungewöhnlichen Nervosität erzählte er mir, er sei aus der Gegend von Trapezunt mit dem Dampfer nach Stambul gekommen und von dort mit einem Raik nach dem asiatischen Ufer übergesetzt. Er wohne als Gast hier bei Verwandten, mit denen er einen Prozeß wegen einer Erbschaft führe. Heute habe er Termin auf dem Gericht in Stambul und da habe er es mal riskieren wollen, mit der Eisenbahn bis Haidar-Pascha zu fahren. „Aber, Sie fahren ja gar nicht nach Haidar-Pascha, Effendim“, bemerkte ich. „Wieso nicht?“ fragte der Alte verdutzt. „Sie fahren gerade in entgegengesetzter Richtung. Der Zug kommt von Haidar-Pascha und fährt nach Ismith.“ — „Sind Sie von Sinnen?“ schrie der Türke mich an. „Ich muß unbedingt nach Stambul, sonst veräume ich den Termin und verliere den Prozeß.“ — Ehe ich wieder zu Worte kam, ließ der Alte das Fenster herunter, beugte sich weit hinaus und brüllte aus vollem Halse: „Halt! Halt! Umkehren! Zurück nach Haidar-Pascha!“ Die Situation war überaus komisch, während der Türke auf das Umdrehen des Eisenbahnzuges wartete. Da dies nun nicht erfolgte, schrie er von neuem wie ein Beseßener zum Fenster hinaus: „Umdrehen! Umdrehen!“ — „Was schreien Sie so unförmlich, Effendim?“ fragte ich nun. „Ein Eisenbahnzug kann doch nicht umdrehen.“ — „Er muß umdrehen, wenn er mich falsch gefahren hat. Ich verliere auch sonst meinen Prozeß! Warum soll der Zug auch nicht umdrehen können? In meiner Heimat kann man überall umdrehen, wenn man falsch gefahren ist.“ — „Aber doch nicht mit einem Eisenbahnzug“, lachte ich den Alten an. „Eisenbahnen gibt es, Gott sei Dank, nicht bei uns; da fahren wir mit Ochsenwagen. Aber auch ein Eisenbahnzug muß umdrehen, wenn ich durch falsches Fahren ins Unrecht gesetzt werde. Das kann ich verlangen. Ich kenne sehr genau das Recht!“ — Nun lachte ich laut hinaus. „Effendim!“ schrie der Alte mich an, „lachen Sie nicht. Ich weiß, was Recht und Unrecht ist, denn ich bin — ein Kadi!“ — Darauf erklärte ich: „Wenn Sie als Kadi Recht und Unrecht zu unterscheiden wissen, so müssen Sie doch zugeben, daß, wenn der Zug wirklich umdrehen könnte, mir und allen anderen Reisenden ein großes Unrecht geschehen würde, denn wir alle haben unsere Fahrt nach Ismith bezahlt. Deshalb würde ich gegen das Umdrehen Klage erheben — beim Kadi!“ Der Alte wurde nachdenklich und murmelte in den Bart: „Als Kadi müßte ich Ihnen wohl Recht geben. Aber — hier bin ich nicht Kadi!“ — Auf der nächsten Haltestelle stieg der Kadi aus mit der Versicherung, dies sei seine erste und letzte Eisenbahnfahrt gewesen! —

○○○ Scherz und Spott ○○○

Zur Abwechslung. Unser Briefträger war ein sehr netter Mann. Neulich fragten wir ihn, was er denn morgen, an seinem freien Tage, machen wolle. — „Ach, ich werde einen großen Spaziergang machen. Ich will mich mal tüchtig auslaufen.“ (Great Red News.)



Radio für deutsche Eisenbahn-Lokomotiven.

Erprobung eines Mittels gegen Eisenbahnunfälle. — Eine Erfindung von „Telefunken“. — Versuche mit Unterstützung der Reichsbahn. — Wie der Radioapparat auf der Lokomotive arbeitet.

Die Deutsche Reichsbahn hatte sich in der letzten Zeit angelegen sein lassen, die Hilfe der Technik zur Verhütung von Eisenbahnunfällen in Anspruch zu nehmen. Unter der großen Zahl von Mitteln werden seit einiger Zeit auch mit Unterstützung der Reichsbahn Versuche unternommen, um das Radio zur Sicherung der Eisenbahnfahrt zur Anwendung zu bringen. Die Reichsbahn hat zu diesem Zwecke Geldmittel ausgesetzt, welche den Versuchen dienen sollen. Es ist von vorneherein klar, daß die drahtlose Telephonie vielleicht am besten geeignet ist, eine Verminderung der Eisenbahnunfälle herbeizuführen, da hier ein Mittel geschaffen wurde, das ohne jede Kontrolle durch menschliche Persönlichkeiten arbeitet, also von menschlichen Schwächen nicht berührt wird. Die meisten Eisenbahnunfälle entstehen bekanntlich durch Zusammenstöße infolge des Überfahrens von Haltesignalen. Es mußte also dafür gesorgt werden, daß dieses Überfahren von Haltesignalen auf irgend eine Weise auch dann verhindert wird, wenn der Lokomotivführer aus irgend einem Grunde versagt. Die Aufgabe bestand darum darin, ein Signal zu schaffen, das den Lokomotivführer auf das Haltesignal aufmerksam macht. Die Deutsche Gesellschaft „Telefunken“ hat unter den vielen Apparaten, welche dem gleichen Zweck dienen sollten, einen Apparat erbaut, der anscheinend die größtmögliche Sicherheit bietet. Es handelt sich um einen Sender, der auf der Lokomotive eingebaut ist und seine Wellen gegen das Gleis schickt, auf dem der Zug dahinfährt. Um nun den Zugführer darauf aufmerksam zu machen, daß eine Gefahr durch Überfahren des Haltesignals droht, ist eine Vorrichtung getroffen worden, durch die der Zugführer auf der Lokomotive automatisch an das Vorhandensein des Haltesignals mit Hilfe einer stark tönenden Hupe erinnert wird. In der Nähe des Haltesignals befindet sich nämlich ein Rahmen, der gesichert zwischen den Schienen angebracht ist und auf den die von dem Sender auf der Lokomotive ausgehenden Wellen auftreffen. Durch die Verbindung des auf der Lokomotive befindlichen Senders mit dem Rahmen vor dem Haltesignal wird ein Ton in der Hupe auf der Lokomotive ausgelöst, so daß ohne jede Mitwirkung des Lokomotivführers das Haltesignal sich von selbst ankündigt. Dadurch wird der Lokomotivführer aufmerksam gemacht und es wird zugleich erreicht, daß er gezwungen ist, selbständig zu handeln und sich nicht auf das sichere Funktionieren irgend welcher Apparate zu verlassen, die einen Zusammentoß unter allen Umständen verhindern könnten. Dieser Radioapparat hat also nur den Zweck, die Aufmerksamkeit des Zugführers zu verschärfen, nicht aber den Zweck, durch irgend welche automatische Vorrichtungen ein Überfahren des Haltesignals zu verhindern. Sowie die Aufmerksamkeit des Zugführers aber genügend erregt worden ist, ist die Sicherheit gegeben, daß ein Zusammentoß durch Überfahren des Haltesignals verhindert wird. Damit ist die eigentliche Aufgabe eines solchen Apparates gelöst, denn er hat nur, wie man mit Recht bei der Reichseisenbahn-Verwaltung erstrebt, eine erzieherische Wirkung, ohne jedoch dem Beamten die Verantwortung für sein Tun abzunehmen. Bei dem heutigen Stand der Radiotechnik kann man damit rechnen, daß dieser Sender auf der Lokomotive immer funktioniert und rechtzeitig das Haltesignal anzeigen wird. Es sind übrigens noch zu dem gleichen Zwecke mehrere Apparate erfunden und ausprobiert worden, die nicht auf dem Gebiete des Radios liegen, die aber trotzdem gut zu arbeiten scheinen. Von der Leistungsfähigkeit der einzelnen Apparate wird es abhängen, welche Systeme zur Verhütung von Eisenbahnunfällen auf unserer Eisenbahn-Lokomotive eingebaut werden sollen. Jedenfalls ist es erfreulich, daß unsere Reichsbahn gerade dieser wichtigen Frage der Sicherheit der Eisenbahn eine so große Aufmerksamkeit zuwendet, und daß unsere Technik Mittel und Wege gefunden hat, um tatsächlich nach menschlichem Ermessen einen Eisenbahnzusammenstoß durch Überfahren von Haltesignalen unmöglich zu machen.

Vom Platin.

Als die Spanier um 1535 nach Neugranada, einer Provinz Kolumbiens, kamen, war den dortigen Eingeborenen schon das Platin bekannt. Vom Grunde der Goldwäscherie wiege fischten diese Schüppchen für Schüppchen mit der Feder zwischen den Goldkörnern heraus und verarbeiteten es zu Schmuckstücken. Solche sind auch später in den Gräbern Ecuador gefunden worden. Die spanische Krone kaufte damals Platin auf und zahlte für das Pfund Metall etwa 2 Pesos. Unter anderem wurden Münzen daraus geschlagen, die verguldet wurden. Vereinzelt Stücke dieser Art konnte man noch in den letzten Jahren bei maroffanischen Goldschmieden in der Gegend von Marrakesch antreffen. Diese „Falsifikate“ haben heute einen Wert, der ein Mehrfaches von dem des entsprechenden Goldstückes darstellt. Auch in Rußland gab es vor ca. 100 Jahren Rubelmünzen aus Platin, da dieses Metall damals in Rußland wenig geschätzt wurde. Über 300 Jahre hatte das Platin aus Mangel an Verwendungsmöglichkeiten nur einen ganz geringen Wert. Die Veränderungen des Preises in den letzten Jahren stellt Edouard Payen nach der Umschau im „Economiste Français“ zusammen. Noch 1880 konnte man 1 engl. Troy Unce (31.1 Gramm) zu 25 Schilling kaufen. Dann folgte milder Umschwung. Es kostete 1 Gramm: 1880 0,80, 1909 3,22, 1910 3,86, 1912 5,85, 1916 7,72, 1917 9,33, 1918 12,66, 1924 16,08, 1925 17.— Mark. Hauptfundorte für Platin sind der Ural und Kolumbien. Rußland förderte 1911 gegen 300 000 Troy Unces oder rund 9300 Kilogramm, Kolumbien im gleichen Zeitraum 15- bis 20 000 Unzen oder 450-600 Kilogramm. Unbedeutende Mengen, etwa 100 Unzen oder 30 Kilogramm, stammen aus Australien, Birma, Borneo und Kanada. Neuerdings kommen Meldungen von Platinfunden aus Transvaal, während die russische Produktion sehr stark zurückgegangen ist. Das kolumbische Platin stammt aus sekundären Lagerstätten des Alluviums. Es wird von den Eingeborenen noch immer nach den alten primitiven Methoden gewonnen. Das Roherz von Cholo (Kolumbien) enthält neben 85,25 Prozent Platin noch 1,15 Prozent Iridium und 0,78 Prozent Palladium.

Verhütung des Rostens von Eisen im Wasser.

Rost bildet sich auf Eisen im Wasser durch Abgabe elektrischer Ladung der Wasserstoff-Zonen der Lösung an das Eisen unter Bildung von Eisen-Zonen und elektrisch neutralem Wasserstoff. Der eigentliche Rostvorgang setzt bei Eintritt von Sauerstoff ein, wie er in jedem Wasser in gelöster Form vorkommt. Demnach bezeichnet man als grundlegende Bedingungen für den Rostvorgang das Vorhandensein eines Elektrolyten und die Anwesenheit von Sauerstoff.

Man hat nun seit Jahrzehnten eine Reihe tiefdurchdachter Versuche angestellt, um auf wissenschaftlicher Grundlage eine Verhinderung des Rostvorganges zu erzielen und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1. Zuzüge von edleren Metallen zum Eisen, die mit diesem legierte Mischkristalle bilden, beispielsweise Chrom und Nickel, womit man sogar rostfreien Stahl gewinnt.
2. Zuzüge gewisser Salze und Salzlösungen zum Wasser; z. B. Chloride und Sulfate des Natriums, Kaliums, wobei von bestimmten Gehalten an das Lösungsvermögen der Salzlösung für Sauerstoff erheblich sinkt und der Rostangriff abnimmt.
3. Verschiedenartige Mittel, die den im Wasser gelösten Sauerstoff austreiben oder chemisch binden.
4. Schutzüberzüge auf dem Eisen, die eine unmittelbare Berührung der Eisenoberfläche mit dem Wasser verhindern.
5. Schutzmittel elektrolytischer Art, die ein Zutreten von Eisen-Zonen ausschließen.

Nach Prof. Dr. Ing. e. h. D. Bauer vom Staatlichen Materialprüfungsamt, Berlin-Dahlem, genügt bei handelsüblichen Flußeisen in den meisten technischen Wässern eine Stromdichte von etwa 0,000 105 bis 0,000 106 Amp/qcm, um völligen Rostschutz zu erzielen, z. B. durch Berührung des zu schützenden Metalls mit einem weniger edlen (Zink), oder unter Zuhilfenahme einer äußeren Stromquelle nach dem Cumberlanderfahren. Es genügt auch beispielsweise bei einem Röhrensystem das Durchziehen eines Zinkdrahtes, um die gleiche einmal ermittelte Stromdichte in den verschiedenen Teilen eines Aggregats einzubringen. Egon Falkenhayn.